

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

32. Fortsetzung

In plötzlich aufbrechender Scham verbirgt er sein Gesicht in den Händen. Was für ein gemeiner Streich mit diesen Briefen von Ariel! Das wenigstens hätte man nicht tun dürfen. Es ist ihm gar nicht so leicht gefallen, diese Blätter zu zerknüllen und zu zerreißen. Aber dann hat er die Fetzen doch ganz sauber zusammengeklebt und dem Mann ins Gefängnis geschickt — anonym, wie ein rachsüchtiges Stubenmädchen. Pfui Teufel! Eifersucht? Ja, natürlich — aber es gehörte auch zum Spiel, zum Krieg, in dem schliesslich alle Mittel recht sind, um den Gegner zu vernichten. Er hat falsch gespielt und hat trotzdem verloren. Er ist verloren.

Wenn dieser elende Lussac spricht — und er wird sprechen, schon um sich selber zu entlasten — dann sind in ein paar Stunden, in einer Stunde vielleicht zwei „Herren“ hier, „natürlich in zivil“, wie der Wirt vom „Mimosa“ so schön gesagt hat und „nehmen ihn hopp.“

Bogadyn fährt auf, als ob er schon ein Anklopfen gehört hätte. Aber es ist erst ein Uhr. Er hat mindestens noch eine Stunde Zeit. Sein Gehirn arbeitet auf einmal wie im Fieber. Vielleicht gibt es doch noch irgendeinen Ausweg. Fliehen? Aber dazu braucht man Geld. Er reisst seine Brieftasche heraus, durchwühlt die Schreibtischschublade. Lumpige dreitausend Francs. Er hat es ziemlich genau gewusst.

Immerhin — mit dreitausend Francs kann man viel gewinnen. Einmal en plein — das wären über hunderttausend Francs. Das Kasino ist offen — wenn man es versuchte... In Marseille bekommt man für ein paar hundert

Francs jeden beliebigen Pass. — Und dann nach Südamerika — ein neues Leben — — —

Aber da lässt die fieberhafte Anwendung schon nach. Er sinkt erschöpft in einen Sessel und schüttelt langsam den Kopf. Zu spät — alles zu spät. Wenn man zwanzig Jahre jünger wäre, vielleicht. Aber so — man ist gehandicapt — nicht bloss durch das Alter. Gewisse Vorurteile wird man nie ganz los, auch wenn man sie zeitweise vergisst. Ein Gentleman, der seine Spielschuld nicht bezahlen kann, weiss, was er zu tun hat — — —

Er ist jetzt wieder ganz ruhig. Er denkt und handelt mit einer seltsam kühlen, automatischen Präzision. Vor allem ein paar Zeilen an ten Leert, der morgen oder übermorgen wieder aus Paris herüberkommen will. Er wird ein bisschen erstaunt sein, aber ich kann ihm nicht helfen. Er wird die Sache auf anständige Weise zu erledigen wissen, schon im eigenen Interesse. Dann sind da noch ein paar Papiere, die verschwinden müssen. Die Quittungen vom Raffal? Nein, die bleiben da, man wird sie dann schon finden. Nicht zu viel Ordnung übrigens — das könnte verächtlich wirken.

Ein letzter Wille, selbst zurück datiert, ist überflüssig. Um diese Erbschaft wird sich niemand streiten. Fünf Minuten nach zwei? Es ist Zeit zu gehen.

Unterwegs gibt Bogadyn auf der Post einen Einschreibebrief an Herrn ten Leert auf — und geht dann langsam zum Hafen hinunter. Ob man noch in der Chattan-Bar einen Whisky nimmt? Besser nicht. Lieber gleich an den Kai hinunter, wo man die Motorboote mietet „for hours or for days“, wie die aufgestellten Plakate verkünden. Da ist auch gerade der Jeanot, mit dem er schon manchmal gefahren ist und der ihn auch heute schon strahlend vom weitem grüsst. Ein netter Junge. Es ist ein bisschen schwierig, ihm begreiflich zu machen, dass man heute allein fahren will. Jeanot findet das Meer heute recht unruhig und überhaupt — „Du hast wohl Angst um dein Boot, Jeanot?“ sagt Bogadyn lachend. „Da, ich lasse dir 3000 Francs da, mehr ist das ganze Ding nicht wert.“

Jeanot beteuert mit lebhaften Gesten, dass ihm nichts ferner liegt, als an den sportlichen Fähigkeiten des Herrn Grafen zu zweifeln, der doch beim Rennen im vorigen Jahr den zweiten Preis geholt hat. Nur weil das Meer so schlecht ist. Nein, nein, er braucht keine Garantie vom Herrn Grafen.

Und dann nimmt er, heftig abwehrend, natürlich doch die dreitausend Francs, die ihm Bogadyn lachend hinreicht. Das nette kleine Boot, das übrigens den Namen „Nirwana“ führt, saust in elegantem Schwung aus der Hafeneinfahrt und verschwindet rechts in der Richtung nach Nizza.

„Wenn er bloss nicht zu weit herausfährt“, denkt Jeanot, während er mit umständlicher Sorgfalt die 3000 Francs in seiner Zigarettendose verstaut.

24.

Die grossen Pariser Abendblätter haben den „Mordanschlag auf Ariel Caliga“ natürlich noch viel sensationeller aufgemacht als die Nizzaer Morgenzeitung, und so liest ten Leert in Paris den Bericht nur wenige Stunden später als Bogadyn und auch mit kaum geringerer Bestürzung. Denn dieser robuste und nüchterne Geschäftsmann bewahrt ganz im Innersten für Ariel noch immer eine schwärmerische

Kindheitserinnerung

Max R. Baumann

Einmal möchte man wieder die Hände falten
und gut sein, und Kind,
so wie damals in den weissbemalten
alten Betten, als der Mutter Hände lind,
des abends über unser Lager weiche Decken glitten.
Die alte Wanduhr schlug dann wohl inmitten
ferner, märchenschwerer Träume,
und die alten, trauten Räume
froher Kindheit hüllten unser tiefes Ruhen ein.
Im Schlummern ahnten wir der Kerze hellen Schein,
wenn Mutter nachts mit leisen Schritten
durch das Zimmer ging, um dann oft mitten
zwischen unsren weissen Betten still zu stehn.
Man müsste all das Leuchten wiedersehn,
wenn wir im Schlaf den wunderschönsten Engel schauten,
der uns mit seinem sanften, altvertrauten
Lächeln ruhig in den neuen Morgen schlummern liess,
und uns den Weg zum Kinderwunderglauben wies.

*

und romantische Neigung, die zwar hoffnungslos, aber vielleicht gerade deshalb um so glühender ist. Immerhin hat er den ersten Impuls, gleich noch am selben Abend nach Monte Carlo zu fahren, mannhaft widerstanden, um seine sehr wichtigen Pariser Verhandlungen nicht zu gefährden. Aber am nächsten Morgen nimmt er den Zehnuhr-Pullmannzug, mit dem er abends gegen elf in Monte Carlo eintrifft. Um sicher zu gehen, hat er Bogadyn, der telephonisch nicht zu erreichen war, die Stunde seiner Ankunft telegraphiert.

Aber als er im „Hotel de Paris“ ankommt, hört er zu seinem grössten Erstaunen, dass der Graf gestern einen Motorboot-Ausflug unternommen hat und bisher noch nicht zurückgekehrt ist. Man beginnt bereits ein Unglück zu befürchten, da alles darauf hindeutet, dass eigentlich nur eine kürzere Spazierfahrt beabsichtigt war. Eine missliche Sache. Man hat noch nicht gewagt, irgend etwas zu unternehmen, denn wenn es sich womöglich doch nur um ein galantes Abenteuer handeln sollte, würden indiskrete Recherchen den Herrn Grafen natürlich sehr verstimmen.

Was für eine verrückte Duplizität, denkt ten Leert beunruhigt: vorgestern der Überfall auf Ariel Caliga und

gestern womöglich der Graf verunglückt — — Es hätte bloss gefehlt, dass heute nun ich an die Reihe gekommen wäre. Sieht wirklich beinah so aus, als ob das Schicksal — oder vielleicht auch sonstwer — es darauf abgesehen hätte, unser ganzes Konsortium auszurotten. Womöglich eine kleine Racheaktion von Seiten dieses Herrn Raffal, der ja gerade auch vorgestern aus der Haft entlassen worden ist. Was kann man wissen. In dieser schönen Gegend passieren ja alle Augenblicke die phantastischsten Kriminalgeschichten — rein wie von Wallace. Man wird tatsächlich gut tun, sich vorzusehen.

Ermüdet und aufgeregt, wie er ist, kann ten Leert sich nicht enthalten, beim Schlafengehen einen misstrauischen Blick unters Bett zu tun und Tür und Fenster sorgfältig zu verschliessen.

Als ihm am nächsten Morgen der Briefträger einen Einschreibebrief mit Bogadyns Handschrift überreicht, fühlt er sich sehr erleichtert und muss selber über seine bedrohlichen Phantasien vom vergangenen Abend lachen. Aha, der Brief ist vorgestern hier in Monte Carlo aufgegeben, hat ihn gestern in Paris verfehlt und ist ihm gleich nachgeschickt worden.

Mr. Steffen

AUS WYNIGEN UND KANSAS

Wir haben heute im Zeichen des «Amerikanerfimmels» Grund genug, einmal ein paar Worte mit einem Amerikaner zu sprechen. Aber nicht mit einem Uniformierten, sondern mit einem Schweizer, einem Berner, der die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchstößert hat, zu einer Zeit, da man noch allerhand aufs Spiel setzen durfte. Zogen unsere Landsleute früher von hier nach «drüben», ist es heute das Gegenteil, sie kommen von «drüben» zu uns. Das ist gewiss ein grosser Unterschied, besonders wenn die Zeitverhältnisse und der Zweck eines Aufenthalts in Betracht gezogen werden. Und wenn einer vor ungefähr 50 Jahren — es braucht nicht einmal so lang zu sein — Amerika-luft wittern musste, so hatte das seinen bestimmten Grund, und es hiess dann, er wurde nach Amerika abgeschoben. Darum hatten dann auch viele Schweizer unter einem falschen Vorurteil anderer ihre Heimat verlassen. Ihr Grund war aber lediglich der, weil sie noch jung und tatenlustig waren und ennet dem Wasser uneingeschränkte Entwicklungsmöglichkeiten erkannten. Vielen ist dann tatsächlich eine Karriere gelungen, aber auch viele wanderten ins Elend.

So war auch Fritz Steffen aus Wynigen einer derjenigen, der etwas von der Welt sehen wollte und den der Wanderstab nach Amerika führte. Zu jener Zeit war das eine Reise, bei der man sich wirklich noch der wahren Romantik erfreuen konnte. Heute hat die moderne Technik diesem Tourismus ein Ende gesetzt.

Im Jahre 1887 ging der junge Auswanderer im Alter von 17 Jahren an Bord, überquerte den Ozean mit einem halb Segel-, halb Dampfschiff und landete nach einer eindrucksvollen Meerfahrt im Hafen von Neuyork. Sein Vorstoss — wie man für jene Zeit wohl sagen durfte — ins Innere Amerikas führte ihn von Neuyork nach



Bäckermeister Fritz Steffen ist heute 76jährig und konnte kürzlich mit seiner Gattin die Goldene Hochzeit feiern. Beide erfreuen sich guter Gesundheit. Trotz Verspätung möchten wir ihnen noch herzlich gratulieren

Buffalo-Detroit-St. Louis-Missouri-Kansas-Colorado-Rocky Mountaines. In Denver, das vor 50 Jahren noch ein Indianerdorf war, wo es kein Licht, keine Wasserleitungen und keine Strassen gab und das heute zu einer der grössten Städte Amerikas zählt, arbeitete er als Melker. Später fand er mit vier andern Schweizern zusammen in Rocky Mountaines in einer Grube als Steinarbeiter Beschäftigung; siedelte dann von hier nach Kansas über, wo er in einer grossen Farm die gewaltigen Getreideernten einbringen half. Diese Farm wollte er sich käuflich erwerben, besann sich aber dann eines andern.

Längst wieder in die Schweiz zurückgekehrt, erfreut sich Fritz Steffen in seinen alten Tagen einer guten Gesundheit und nicht zuletzt auch der Anwesenheit der amerikanischen Urlauber, die in ihm und wahrscheinlich auch bei vielen andern Amerika-Schweizern manche Erinnerung wach rufen.

Tic.

Amerikas Tornados u. Überschwemmungen entscheiden von einer Stunde auf die andere zwischen Reichtum und Elend. Das hatten besonders die ersten Siedler erfahren, die nur geringe Schutzmassnahmen zu treffen wussten

(Phot. Tièche)



Ein Indianerhaus, wie es früher von den Europäern in fast allen Staaten der USA. angetroffen wurde, findet man heute nur noch in den Indianer-Reservationen



Aber kaum dass er die ersten Zeilen überflogen hat, vergeht ihm das Lachen. Was heisst das?

„Ich habe das deutliche Gefühl, als ob mir bald etwas zustossen könnte und möchte Ihnen daher jedenfalls noch ein paar streng vertrauliche Aufklärungen und Ratschläge geben, zu denen ich mich in Ihrem und auch anderer Leute Interesse verpflichtet fühle. Ich muss Sie darauf vorbereiten, dass Sie meine Geschäfte und auch sogar die des Konsortiums in ziemlicher Unordnung vorfinden werden. Ich habe hoch gespielt — nicht nur im Kasino und an der Börse, und leider nicht immer mit ganz sauberen Karten. Ich habe verloren, so gründlich, dass mir nichts mehr zu verlieren bleibt als ein guter alter Name, für dessen (übrigens selbst praktischen) Wert gerade Sie Verständnis genug haben werden, um ihn, selbst mit einigen materiellen Opfern, zu retten. — Vor allem müssen Sie die, offen gesagt, völlig haltlose Klage gegen Raffal sofort zurückziehen und um jeden Preis zu einer Verständigung mit ihm gelangen. Übrigens werden sich Raffals Einzelquittungen, die ich bei Ausstellung seiner Gesamtquittung zurückzugeben vergass, unter meinen Papieren finden. Noch eins: wie ich erfahre, ist heute Vormittag hier ein gewisser Baron Lussac verhaftet worden, ein ziemlich fragwürdiges Subjekt, zweifellos unter dem dringenden Verdacht, den Anschlag auf Madame Caliga angestiftet zu haben. Sollte dieser Mensch, auf Grund einer ganz zufälligen und flüchtigen Bekanntschaft mit mir, etwa den Versuch machen, der Polizei gegenüber meinen Namen irgendwie zu seiner Entlastung zu missbrauchen, so bitte ich Sie, Ihren ganzen Einfluss gegen solche grotesken Kombinationen aufzubieten. In Eile. Sehr der Ihre, Alexander Graf Bogadyn.“

Der Holländer muss den Brief wieder und wieder lesen, ehe er einigermaßen zu begreifen beginnt. In seinem Gehirn dreht sich alles. „Der Bogadyn ist verrückt geworden“, denkt er und lässt sich ächzend in einen Sessel fallen, um wenigstens das körperliche Gleichgewicht zu sichern. Verrückt? Nein, so schreibt kein Verrückter. Diese kalt-schnäuzig eleganten Wendungen besagen, in die dünnen Worte der Alltagssprache übersetzt, soviel, wie „Bankrott — Fälschung — Unterschlagung — Betrug“ und wer weiss, was noch alles. Und dabei noch diese verdammten Kavaliersmanieren. Macht einfach Schluss und hinterlässt mir, dem Hereingelegten, die Anweisung, den ganzen Skandal diskret zu vertuschen. Als ob ich sein Kammerdiener wäre, der hinter dem vornehmen Herrn aufzuputzen hat!

Das von Natur rosige Gesicht des Holländers wird vor Zorn beinahe violett. Er fühlt sich blamiert, gefoppt und in seiner schwärmerischen Vorliebe für die Aristokratie bitter enttäuscht. Man sollte den Brief einfach der Polizei übergeben. Wer weiss, ob das ganze nicht Komödie ist. Hat sich womöglich gar nicht umgebracht, sondern bloss einen Motorbootunfall inszeniert, um desto ungestörter zu verduften.

Bei etwas ruhigerer Überlegung muss man freilich zugeben, dass dieser Bogadyn gar nicht so unrecht hat mit der zarten Andeutung von dem „übrigens auch praktischen Wert“ eines guten alten Namens. Rein geschäftlich gedacht, natürlich heller Wahnsinn, diesen Riesenskandal aufliegen zu lassen und sich damit noch selbst zu kompromittieren. Man muss tatsächlich versuchen, die Sache so stillschweigend wie möglich zu erledigen. „Um jeden Preis“ — wirklich sehr nett gesagt!

Aber er kommt gar nicht mehr dazu, von neuem wütend zu werden, denn in diesem Augenblick erscheint nach zartem Anklopfen der Empfangschef, um ihm mitzuteilen, dass Herr Garibaldi von der Kriminalpolizei sich erlauben möchte, Herrn ten Leert um eine kleine Auskunft zu bitten. Vielleicht im Direktionsbüro...

„Nein, schicken Sie mir den Mann lieber herauf“, unterbricht ihn ten Leert, der sich schon über nichts mehr wundert. „Ein bewegter Vormittag“, denkt er resigniert und

zieht seinen Schlafrock über, „neugierig, was jetzt wieder los ist“. — Aber dieser Besuch scheint wirklich harmlos. Herr Garibaldi sieht aus und benimmt sich, als ob er auch zur Hoteldirektion anstatt zur Kriminalpolizei gehörte, was in dem grossen Vergnügungsetablisement Monaccos vielleicht auch nicht streng zu trennen ist. „Kennen Sie vielleicht einen gewissen Baron Lussac, Herr ten Leert?“ fragt er in verbindlichstem Ton.

„Lussac?“ Ten Leert lässt sich den Namen noch einmal genau vorsprechen, obwohl er ihn gleich erkannt hat: Bogadyns „zufälliger“ Bekannter! Er kneift überlegend die Augen zusammen: „Nein, kennen bestimmt nicht. Aber der Name muss mir irgendwo schon begegnet sein. Ist das nicht dieser zweifelhafte Herr, den Sie hier gerade verhaftet haben?“

Der Kommissar nickt bestätigend und da fährt der andere auch schon fort: „Unter dem Verdacht, den Anschlag auf Madame Caliga angestiftet zu haben, nicht wahr?“

Herr Garibaldi blickt plötzlich ungemein erstaunt und gespannt auf. „Den Anschlag auf Madame Caliga?“ sagt er langsam und vergisst sogar zu lächeln, „nein, damit hatte die Sache nichts zu tun. Bloss ein simpler Scheckbetrug. Aber — darf ich fragen, wie Sie auf diese interessante Idee gekommen sind?“

Der Holländer lächelt ein bisschen verwirrt und merkt, dass er die Dummheit begangen hat, Bogadyns Brief zu zitieren, von dem er doch nichts sagen will. Er macht sein treuherzigstes Babygesicht.

„Ach, das muss eine Verwechslung sein. Ich habe natürlich in den letzten Tagen sovieler Zeitungsberichte darüber gelesen und vielleicht dabei etwas durcheinandergebracht.“

Herr Garibaldi wiegt nachdenklich den Kopf. „Immerhin interessant, diese Verwechslung, wirklich interessant“ sagt er mit liebenswürdiger Anerkennung, „besonders im Zusammenhang mit der Sache, die meine Frage nach Lussac eigentlich veranlasst hat. Bei der Haussuchung in Lussacs Hotelzimmer ist nämlich eine Aktenmappe gefunden worden, ja, eine braune, ganz neue Aktenmappe, die der Baron irgendwo gefunden und dann völlig vergessen zu haben behauptet. Das Merkwürdige ist nur, dass diese Mappe eine wohlgeordnete Korrespondenz enthält. Originalbriefe von Herrn ten Leert“ — der Kommissar macht eine kleine Kunstpause und konstatiert das ehrliche, fassungslöse Erstaunen seines Gegenübers, ehe er fortfährt — „von Herrn ten Leert an diesen Herrn Raffal und dessen Antworten in Kopie. Ausserdem einen ganzen Stoss von allen möglichen Rechnungsbelegen. Wenn nicht alles täuscht, ist es dieselbe Mappe, die Herr Raffal vor ein paar Wochen, seiner Verlastungsanzeige nach, im Omnibus vertauscht worden ist. Für ihn selbst waren die Papiere anscheinend von grosser Wichtigkeit. Aber doch wohl nur für ihn selber“, betont Herr Garibaldi lächelnd, „kaum für irgend jemand anderen, am wenigsten für diesen Lussac. Kurz darauf kam ja dann Raffals Verhaftung, nicht wahr?“

Das alles ist im liebenswürdigsten Plauderton gesagt, aber ten Leert spürt dabei irgend etwas wie einen vagen Hintergedanken, der ihn plötzlich sehr ernst werden lässt.

„Ich entsinne mich genau“, sagt er, bemüht, seine Erregung unter einem trocken sachlichen Ton zu verbergen. „Raffal kam damals zu einer Besprechung hierher, in dieses selbe Zimmer übrigens. Als er mir bestimmte Unterlagen zeigen wollte, stellte sich die Vertauschung heraus, an die ich damals, offen gestanden, nicht geglaubt habe. Ihre Mitteilung ist natürlich von allergrösster Wichtigkeit für mich. Das ändert die ganze Sachlage entscheidend. Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden.“

Er macht eine verabschiedende Verbeugung und will sich schon erheben. Aber der höfliche Herr Garibaldi scheint das zu übersehen und bleibt ruhig sitzen. (Fortsetzung folgt)